

ARNALDUR
INDRIÐASON

NACHT ÜBER
REYKJAVÍK

Island Krimi



LÜBBE

Arnaldur Indriðason

NACHT ÜBER REYKJAVÍK

Weitere Titel des Autors:

Die Kommissar-Erlendur-Reihe:

1. Menschensöhne
2. Todesrosen
3. Nordermoor
4. Todeshauch
5. Engelsstimme
6. Kältezone
7. Frostnacht
8. Kälteschlaf
9. Frevelopfer
10. Abgründe
11. Eiseskälte

Duell

Thriller:

Gletschergrab
Tödliche Intrige
Codex Regius

Titel in der Regel auch als Hörbuch und E-Book
erhältlich

Arnaldur Indriðason

Nacht über Reykjavík

Island Krimi

*Übersetzung aus dem Isländischen
von Coletta Bürling*

Lübbe Hardcover

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Titel der isländischen Originalausgabe:

»Reykjavíkurnætur«

Namen, Personen und Begebenheiten in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt.

In Island duzt heutzutage jeder jeden.

Man redet sich nur mit dem Vornamen an.

Dies wurde bei der Übersetzung beibehalten.

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2012 by Arnaldur Indriðason

Published by arrangement with Forlagið, www.forlagid.is

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Anja Lademacher, Bonn

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel, punchdesign, München

Umschlagmotiv: © shutterstock/Kjersti Joergensen;

shutterstock/donatas1205

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der DTL Documenta

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-431-03907-8

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Eins

Die Jungen stießen mit ihren Stöcken in den grünen Anorak, der sich über dem Wasser aufblähte. Er geriet in Bewegung, drehte sich und sank. Die Jungen stocherten so lange weiter, bis er wieder an die Oberfläche kam. Sie erschrakten fürchterlich, als sie sahen, was in dem Anorak steckte.

Die Jungen lebten in den neuen Wohnblocks im Hvassaleiti-Viertel und waren dort Freunde geworden. Das Viertel erstreckte sich bis zu dem Sumpfgebiet von Kringlumýri, dessen nördlicher Teil aus nichts als Brachland bestand, wo sich nordischer Ampfer und Engelwurz ungehindert ausbreiten konnten. Im südlichen Teil befanden sich weithin offene Torfstiche, dort hatten die Reykjavíker in den Jahren des Ersten Weltkriegs zur Beheizung ihrer Häuser tonnenweise Torf gewonnen, weil es kaum anderen Brennstoff gab. Dann wurde das Sumpfgebiet drainiert und mit Wegen erschlossen. Nie zuvor war in der Geschichte Reykjavíks so viel Torf abgebaut worden. Hunderte von Menschen hatten hier Beschäftigung gefunden. Sie stachen den Torf, trockneten ihn und karrten ihn in die Stadt.

Als es nach dem Ende des Krieges wieder Kohle und Öl in Island gab, wurde kein Torf mehr benötigt. Die

abgestochenen Bereiche füllten sich mit moorig braunem Wasser, und lange Zeit wurde dort nichts verändert. Als sich die Stadt aber in östlicher Richtung auszudehnen begann, entstanden nördlich des Sumpfbereiches neue Viertel bei Hvassaleiti und Stóragarði, und seitdem diente der ehemalige Torfstich den Kindern dieser neuen Siedlungen als Spielplatz. Sie zimmerten sich Flöße zusammen, um über die größeren Teiche zu stochern, und auf dem Gelände mit seinen Anhöhen und Senken entstanden überall Radwege. Und in kalten Wintern konnte man auf den zugefrorenen Tümpeln wunderbar Schlittschuh laufen.

Die Jungen waren zu dritt. Sie hatten sich aus dem Abfallholz der naheliegenden Neubaugebiete ein Floß gebaut. Auf zwei Querbalken hatten sie aus Verschalholz mit Isoliermaterial darunter eine solide Standfläche zusammengenagelt. Sie stocherten sich mit zwei langen Staken vorwärts, die allerdings überall sofort auf Grund stießen, denn diese Teiche waren nirgendwo wirklich tief. Die Jungs trugen Gummistiefel und passten auf, nicht nass zu werden. Es war mehr als einmal, sogar öfter als zweimal vorgekommen, dass Kinder ins Wasser gefallen waren und nass bis auf die Knochen nach Hause rennen mussten. Dann zitterten sie nicht nur vor Kälte, sondern auch aus Angst, weil sie wieder einmal tiefend nass nach Hause kamen, wo sie mit Schimpfe und womöglich Schlimmerem rechnen mussten.

Sie stocherten weiter in Richtung Kringlumýrabraut, der Hauptstraße, und gaben sich große Mühe, das Floß so zu steuern, dass es nicht kippte, denn dann würde unweigerlich jemand über Bord gehen. Das war

nicht ganz einfach, hier ging es um Teamwork und Geschicklichkeit, und nicht zuletzt um ein gutes Gespür für Balance, fast so wie bei Seiltänzern. Bevor sie vom Ufer ablegten, nahmen sich die Jungs immer Zeit, das Floß auszubalancieren, denn sie wussten ganz genau, dass es kentern würde, wenn sie zu dicht beieinander oder zu nahe an der Kante standen.

Bisher war aber alles gut gegangen bei ihrer Expedition, die drei Burschen waren sehr zufrieden mit ihrem neuen Floß. Es kam gut voran, und sie stakten an der tiefsten Stelle des Tümpels einige Male hin und her. Im Norden des ehemaligen Torfstichs lag die Ausfallstraße Miklabraut, die Verkehrsgeräusche drangen bis zu ihnen hinüber. Etwas südlich des ehemaligen Sumpfbereichs war die oberirdische Rohrleitung, die zu den großen Heißwassertanks auf Öskjuhlíð führte. Auch dort konnten die Kinder sich austoben. Sie hatten dort manchmal kleine harte Bälle gefunden, etwas kleiner als Hühnereier. So etwas hatten sie noch nie gesehen, aber einer der Väter erklärte ihnen, dass es Golfbälle waren. Er vermutete, dass irgendwelche Leute auf dem brachliegenden Gelände in der Nähe der Heißwasserleitung trainierten, dort sei aber früher auch einmal der Golfplatz von Reykjavík gewesen, ganz in der Nähe des Torfstichs. Er konnte sich aber nicht vorstellen, dass die Golfbälle noch aus dieser Zeit stammten.

Die Jungs kamen auf ihrem Floß gut voran und unterhielten sich über Golfbälle und Heißwasserleitungen, als das Floß gegen irgendetwas stieß und daran hängen blieb. Eine Ecke ihres Floßes verschwand unter Wasser. Die drei kamen zwar nicht mehr voran, doch

sie konnten die Schräglage rasch ausgleichen, indem sie sich auf die entgegengesetzte Ecke stellten, um das Gewicht dorthin zu verlagern. Das Floß richtete sich langsam wieder auf, trotzdem blieb ein Teil unter Wasser. Es hatte sich an etwas Schwerem verfangen, sie konnten aber nicht sehen, was es war. Schon früher waren sie in dem trüben Tümpel auf alles Mögliche gestoßen, Gerümpel und Müll, den man einfach in die ehemaligen Torfgruben geworfen hatte. An einer Stelle ragte ein kaputtes Fahrrad aus dem Wasser. Einiges von dem Trödel hatten die Jungs für den Bau ihres Floßes verwendet, unter anderem auch das Isoliermaterial. Dieser Gegenstand hier war aber sehr schwer, er musste sich an einem der vorstehenden Nägel unter den Planken verhakt haben.

Vorsichtig versuchten sie, das Floß wegzusteuern, und sie mussten all ihre Kräfte einsetzen, um es überhaupt von der Stelle zu kriegen. Das, was da unten hängen geblieben war, wurde noch eine Zeit lang mitgeschleift. Doch dann löste es sich, und die überflutete Ecke tauchte wieder aus dem Wasser auf. Das ging so schnell, dass sie taumelten und beinahe über Bord gegangen wären. Als sie wieder sicher auf den Beinen standen, waren sie froh, einem unfreiwilligen Bad entgangen zu sein. Sie starrten auf das, was ihr Floß an die Oberfläche befördert hatte.

»Was ist das denn?«, fragte einer von ihnen und prokelte vorsichtig mit seinem Stecken an dem Objekt herum.

»Vielleicht irgendein Sack?«, vermutete der Zweite.

»Nee, sieht aus wie ein Anorak«, sagte der Dritte.

Er stocherte etwas entschlossener an dem Ding

herum, und es gelang ihm, es in Bewegung zu versetzen. Erst tauchte es unter, dann kam es wieder an die Oberfläche und drehte sich langsam im Wasser um. In diesem Moment sahen sie, dass aus dem Anorak ein menschliches Gesicht herausschaute, weiß, blutleer und mit farblosen Haarzotteln. Noch nie hatten sie so etwas Entsetzliches gesehen. Einer von ihnen erschrak so, dass er rückwärts ins Wasser fiel. Das Floß geriet sofort ins Wanken, und bevor sie sich versahen, lagen alle drei im Wasser und wateten schreiend ans Ufer, weg von der Leiche.

Dort standen sie nass und zitternd, starrten auf den grünen Anorak und die Gesichtshälfte, die aus dem Wasser herausragte. Dann rannten sie, was die Beine hergaben, nach Hause, nur weg von dem Tümpel.

Zwei

Sie hörten die Meldung über eine häusliche Streitigkeit im Bústaða-Viertel und beschleunigten die Fahrt, um auf dem kürzesten Weg über die großen Verkehrsadern der Stadt, Miklabraut, Háaleitisbraut und Grensásvegur, zu der Adresse zu gelangen. Es war schon nach drei und zu dieser nachtschlafenden Zeit war so gut wie kein Verkehr auf den Straßen von Reykjavík. Sie überholten zwei Taxis, die auf dem Weg in die Außenbezirke waren, und stießen am Bústaðavegur beinahe mit einem Auto zusammen, das urplötzlich auf die Vorfahrtsstraße einbog. Am Steuer saß ein älterer Herr, der wohl die Geschwindigkeit des Streifenwagens falsch eingeschätzt hatte und seelenruhig auf die Hauptstraße gefahren war.

»Spinnt der?«, rief Erlendur, der an diesem Tag am Steuer saß. Nur durch ein blitzschnelles Ausweichmanöver verhinderte er in letzter Sekunde einen Zusammenstoß mit dem Auto.

»Sollten wir uns den nicht vorknöpfen?«, ließ sich Marteinn von hinten vernehmen.

»Ach, wozu denn«, sagte Garðar.

Erlendur warf einen Blick in den Rückspiegel und sah, dass der Wagen ganz gemächlich über den Bústaðavegur weiterzuckelte.

Garðar und Marteinn arbeiteten den Sommer über als Aushilfskräfte bei der Verkehrspolizei. Beide studierten Jura an der Universität. Erlendur arbeitete gern mit ihnen zusammen. Sie hatten Beatle-Frisuren und Backenbärte bis zum Kinn. Sie patrouillierten in einem Streifenwagen, der in Island liebevoll »Schwarze Maria« genannt wurde. Im hinteren Teil des Wagens befand sich so etwas wie eine Zelle für diejenigen, die aus dem Verkehr gezogen werden mussten. Es handelte sich um einen schwarz-weiß lackierten, zuverlässigen, aber ziemlich schwerfälligen Chevrolet. Weder Sirene noch Blaulicht waren eingeschaltet, was wahrscheinlich auch der Grund dafür gewesen war, dass sie an der Kreuzung fast mit dem anderen Wagen zusammengestoßen waren. Häusliche Streitigkeiten in den Nachtstunden hatten für sie eigentlich keine besondere Priorität, auch wenn Garðar schon des Öfteren aus wesentlich geringerem Anlass über die Straßen von Reykjavík gebrettert war. Manchmal tat er das einfach nur, um bei Laune zu bleiben.

Sie hielten vor der angegebenen Hausnummer in einer Straße mit lauter Reihenhäusern, setzten sich die weißen Mützen auf und begaben sich in die Sommernacht hinaus. Der Himmel war verhangen, doch trotz des Nieselregens fühlte sich die Luft milde an. Wie immer an den Wochenenden war in Reykjavík reichlich Alkohol geflossen, aber bislang hatte es noch keine wirklich ernsthaften Einsätze gegeben. Sie hatten einen Autofahrer wegen Verdachts auf Trunkenheit am Steuer aus dem Verkehr gezogen, und er hatte sich einer Blutprobe unterziehen müssen. Ein weiterer Einsatz hatte sie zu einem beliebten Tanzlokal geführt,

vor dessen Eingang es zu einer Schlägerei gekommen war. Und schließlich waren sie zu einer heruntergekommenen Mietwohnung im Reykjavíker Westend gerufen worden. Fünf Personen unterschiedlichen Alters von irgendwo auf dem Land, die immer zusammen auf einem Schiff anheuerteten, hatten dort zwei Zimmer gemietet. Sie waren mit den Nachbarn aneinandergeraten, und das Ganze hatte sich zu einer tätlichen Auseinandersetzung entwickelt. Einer der Männer hatte ein Messer gezückt, und bevor es den anderen gelungen war, ihn zu überwältigen, hatte er es einem anderen in den Arm gestochen. Er schäumte vor Wut, als die drei Polizisten eintrafen, um die Gemüter zu beruhigen, womit sie jedoch keinen Erfolg hatten. Also legten sie dem Mann Handschellen an und brachten ihn in einer Zelle im Hauptdezernat an der Hverfisgata unter. Die anderen Personen hatten sich zwar nach dem Eintreffen der Polizei beruhigt, beschuldigten sich aber gegenseitig, den Streit vom Zaun gebrochen zu haben.

Die drei Polizisten hatten inzwischen das Haus erreicht, aus dem die Streitigkeiten gemeldet worden waren, und klingelten an der Haustür. Eigentlich deutete nichts auf irgendwelche Auseinandersetzungen hin, das Haus machte einen friedlichen und ganz normalen Eindruck. Über Sprechfunk war ihnen gesagt worden, dass ein Mann wegen eines lautstarken Streits im Nachbarhaus Meldung bei der Polizei gemacht und diese Hausnummer angegeben hatte. Sie hämmerten gegen die Tür, klingelten ein weiteres Mal und beratschlagten dann, was zu tun war. Erlendur wollte die Tür aufbrechen, um ins Haus zu kommen. Die beiden

Jurastudenten fanden das übertrieben. Und der Nachbar, der die Polizei angerufen hatte, war nirgends zu sehen.

Noch während sie darüber diskutierten, was zu tun sei, öffnete sich die Tür plötzlich. Ein Mann um die vierzig erschien. Er trug ein weißes Hemd, seine Hosenträger baumelten zu beiden Seiten herunter und die Hände hatte er in den Hosentaschen vergraben.

»Was soll denn dieser Aufstand?«, fragte er, offensichtlich sehr verwundert über den Besuch der Polizei. Der Mann hatte keine Fahne, und es hatte auch nicht den Anschein, als hätten sie ihn aus dem Tiefschlaf gerissen.

»Bei uns ist eine Beschwerde über nächtliche Ruhestörung in diesem Haus eingegangen«, sagte Garðar.

»Ruhestörung?«, fragte der Mann und kniff die Augen zusammen. »Hier war alles ruhig. Was soll das. Hat sich jemand bei euch beschwert? Wer soll das gewesen sein?«

»Hättest du etwas dagegen, wenn wir einen Augenblick hereinkommen?«, fragte Erlendur.

»Ihr wollt reinkommen? Da hat sich doch bloß irgendjemand einen Spaß erlaubt, Jungs. Lasst euch doch nicht so auf den Arm nehmen.«

»Ist deine Frau noch wach?«, fragte Erlendur.

»Meine Frau? Die ist gar nicht in der Stadt. Sie ist mit ihren Freundinnen in irgendeinem Sommerhaus. Ich verstehe nicht, was ... Es muss sich um ein Missverständnis handeln.«

»Vielleicht haben wir die falsche Adresse bekommen«, sagte Garðar und blickte Marteinn und Erlendur an. »Wir fragen noch mal bei der Zentrale nach.«

»Du entschuldigst bitte die Störung«, sagte Marteinn.

»Kein Problem, Jungs. Tut mir leid wegen des Missverständnisses, aber ich bin ganz allein hier im Haus. Macht's gut.«

Garðar und Marteinn gingen wieder zum Wagen, Erlendur folgte ihnen. Sie stiegen ein und Marteinn erfuhr über den Sprechfunk, dass die Adresse korrekt gewesen war.

»Aber hier ist doch gar nichts los«, sagte Garðar.

»Wartet mal«, sagte Erlendur und stieg noch einmal aus. »Irgendwas stimmt da nicht.«

»Was hast du vor?«, fragte Marteinn.

Erlendur ging wieder zur Haustür und klopfte an. Kurze Zeit später erschien der Mann erneut an der Tür.

»Dürfte ich vielleicht mal die Toilette bei dir benutzen?«, fragte Erlendur.

»Die Toilette?«

»Nur ganz kurz.«

»Leider, das ... Es geht nicht ...«

»Würdest du mir mal deine Hände zeigen?«, fragte Erlendur.

»Was? Meine Hände?«

»Ja«, sagte Erlendur und drückte die Tür so entschlossen auf, dass der Mann in die Wohnung zurückweichen musste.

Erlendur folgte ihm auf dem Fuß, warf einen kurzen Blick in die Küche und öffnete die Toilette, die sich links gegenüber befand. Dann ging er zurück in den Flur, der zu den Zimmern führte.

»Hallo, ist da jemand?«, rief er. Der Mann stand immer noch unbeweglich in der Diele. Er beschwerte sich

darüber, was der Zirkus zu bedeuten habe, verhielt sich aber ansonsten ruhig. Erlendur kehrte in die Diele zurück und ging an dem Hausbesitzer vorbei ins Wohnzimmer, wo eine Frau bewegungslos auf dem Boden lag. In dem Raum herrschte Chaos, Sessel und Stühle waren umgestürzt, ebenso eine Stehlampe und ein Rauchtisch. Gardinen und Vorhänge waren heruntergerissen worden. Erlendur ging sofort zu der Frau und beugte sich über sie. Sie war bewusstlos. Ein Auge war völlig zugeschwollen, und ihre Lippen waren aufgeplatzt. Sie blutete aus einer Wunde am Kopf. Erlendur vermutete, dass sie im Fallen gegen den Rauchtisch geprallt war, sich am Kopf schwer verletzt und dabei das Bewusstsein verloren hatte. Ihr Kleid war hochgerutscht. Am Oberschenkel befand sich ein großes Hämatom, woraus Erlendur schloss, dass die Gewalttätigkeiten nicht erst an diesem Abend begonnen hatten.

»Ruft einen Rettungswagen!«, rief Erlendur Garðar und Marteinn zu, die inzwischen wieder an der Haustür standen. »Wie lange hat sie hier so gelegen!?«, schrie er den Mann an, der immer noch völlig unbewegt in der Diele stand.

»Ist sie tot?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Erlendur. Er traute sich nicht, die Frau zu bewegen. Sie hatte eine schwere Verletzung am Kopf, die Leute vom Rettungsdienst würden Bescheid wissen, wie man sie am besten transportieren konnte. Er deckte sie mit einem der abgerissenen Vorhänge zu und beauftragte Marteinn, dem Mann Handschellen anzulegen und ihn abzuführen. Der Mann sah keinen Grund mehr, seine Hände in den Taschen zu verstecken. Sie waren blutig und ver-

schrammt. Eindeutig Spuren der vorangegangenen Tötlichkeiten.

»Habt ihr Kinder?«, fragte Erlendur.

»Zwei Jungs, die verbringen den Sommer irgendwo auf einem Bauernhof in Südisland.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Erlendur.

»Ich wollte das nicht«, sagte der Mann, nachdem er in Handschellen abgeführt worden war. »Ich weiß nicht ... Ich wollte ihr nichts tun. Sie ... Ich wollte sie nicht verletzen. Ich wollte euch gerade anrufen. Aber dann ist sie gegen den Tisch gestoßen und hat mir nicht mehr geantwortet. Und ich dachte, dass sie vielleicht ...«

Er war nicht imstande, den Satz zu Ende zu bringen. Die Frau stöhnte leise.

»Hörst du mich?«, flüsterte Erlendur ihr ins Ohr, er hielt aber keine Antwort.

Der Nachbar, der die Polizei alarmiert hatte, war um die dreißig. Er war auf die Straße gekommen und sprach mit Garðar. Erlendur ging zu ihnen. Der Mann sagte, dass sie bereits einige Male Lärm aus dem Nachbarhaus gehört hätten, aber nie so schlimm wie diesmal.

»Es geht also schon längere Zeit so?«, fragte Erlendur.

»Das weiß ich nicht, wir wohnen erst seit etwas mehr als einem Jahr hier, und es ... Wie gesagt, man hört manchmal Brüllerei und Geschrei«, erklärte der Nachbar. »Das ist sehr unangenehm, weil wir als Nachbarn nicht wissen, wie wir uns verhalten sollen. Wir kennen diese Leute kaum, auch wenn wir Seite an Seite wohnen.«

Sirenen näherten sich. Ein Krankenwagen bog in die Straße zum Haus ein, gefolgt von einem Streifenwagen. Die Leute in den umliegenden Häusern waren aufgewacht, sie standen entweder am Fenster oder an der Haustür. Sie sahen zu, wie die Frau auf einer Krankenbahre in den Rettungswagen gehoben wurde. Der Hausbesitzer wurde in die Schwarze Maria verfrachtet, die langsam in der Straße zurücksetzte. Kurz darauf herrschte wieder Ruhe. Die Leute gingen zu Bett, ohne recht begriffen zu haben, was vorgefallen war.

Ansonsten gab es während dieser Schicht keine größeren Zwischenfälle. Erlendur war bereits auf dem Weg nach Hause, als er den Gewalttäter aus dem Reihnhaus im Bústaðahverfi vor dem Polizeidezernat auf ein Taxi warten sah. Er war nach seiner Vernehmung wieder auf freien Fuß gesetzt worden, der Fall war abgeschlossen. Die Frau schwebte nicht in Lebensgefahr, sie würde in ein paar Tagen aus dem Krankenhaus entlassen werden und aller Voraussicht nach zu ihm zurückkehren. Wahrscheinlich wusste sie nicht, wohin sie sonst gehen sollte. Für Frauen, die von ihren Ehemännern geschlagen wurden, gab es nirgendwo eine Zuflucht.

Erlendur war vor Dienstschluss noch einmal sämtliche Protokolle über die Ereignisse der Nacht durchgegangen und sah, dass ein älterer Mann im Vogar-Viertel gegen eine Laterne gefahren war und sein Auto zu Schrott gefahren hatte. Er war allein unterwegs und schwer angetrunken gewesen. Aus der Beschreibung des Autos schloss Erlendur, dass es der Mann sein musste, der ihm auf dem Weg zum Einsatzort im Bústaða-Viertel die Vorfahrt genommen hatte.

Er blickte an der neumodischen Fassade des Polizeidezernats hinauf und ging hinunter zur Skúlagata, die am Meer entlangführte. Im Norden war der Hausberg Esja und südöstlich davon die Bergketten der Reykjanes-Halbinsel. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Es war früh am Sonntagmorgen, und die Ruhe in der Stadt war dazu angetan, die misstönenden Geräusche der vergangenen Nacht vergessen zu machen.

Auf dem Nachhauseweg musste er wieder einmal an den Obdachlosen denken, der vor einiger Zeit in einem der Tümpel im Torfstich ertrunken war. Irgendwie wollte ihm dieser Fall nicht aus dem Kopf gehen. Vielleicht weil er den Mann flüchtig gekannt hatte. Er hatte damals Streifendienst gehabt und über Sprechfunk die Meldung von einem Leichenfund erhalten. Da er ganz in der Nähe gewesen war, traf er als Erster am Tümpel ein. Er hatte immer noch den aufgeblähten grünen Anorak vor Augen und die drei Jungen, die auf ihrem Floß über den kleinen Teich gestochert waren.

Erlendur wusste, dass in dem Jahr, das verstrichen war, seit der obdachlose Hannibal ertrunken war, keine neuen Hinweise bei der Kriminalpolizei eingegangen waren. Es wurde davon ausgegangen, dass er eines natürlichen Todes gestorben war, und Erlendur glaubte, aus den Akten herauslesen zu können, dass der Tod eines Obdachlosen keine wirklich hohe Priorität für die Polizei gehabt hatte. Alle Umstände deuteten darauf hin, dass der Mann einfach ins Wasser gefallen war, damit war die Todesursache ein Unfall. Anscheinend hatte niemand Interesse an ihm. Erlendur schien es, als würde der Tod dieses Mannes überhaupt keine Rolle spielen. So als sei im ehemaligen Torfstich von

Kringlumýri nichts weiter passiert, als dass es jetzt eben einen Obdachlosen weniger in der Stadt gab. Vielleicht war der Fall ja so simpel – vielleicht aber auch nicht. Hannibal hatte gar nicht lange vor seinem Tod zu Erlendur gesagt, jemand habe versucht, den Keller, in dem er zu diesem Zeitpunkt untergeschlüpft war, in Brand zu setzen. Niemand hatte ihm Glauben geschenkt. Auch Erlendur nicht, und es machte ihm zu schaffen, dass er den Mann nicht besser beschützt hatte, sondern ihm mit der gleichen Teilnahmslosigkeit begegnet war wie alle anderen.

Drei

Einige Zeit später ging Erlendur an einem Abend, an dem er keine Nachtschicht hatte, zu dem früheren Torfstich in Kringlumýri. Wenn er nicht im Dienst war, wusste er wenig mit sich anzufangen, und er hatte schon einige Male abends einen Spaziergang dorthin unternommen, um sich die Zeit zu vertreiben. An Sommerabenden streifte er manchmal durch die Stadt, vom Stadtteich aus ging er ins Reykjavíker Westend und manchmal auch bis hinaus auf die Halbinsel Seltjarnarnes. Oder zu der kleinen Bucht Skerjafjörður unweit des Inlandflughafens. Er besaß eine alte Klapperkiste, mit der er hin und wieder aus der Stadt herausfuhr. Das Auto stellte er dann irgendwo abseits der befahrenen Straßen ab und wanderte in den Bergen. Wenn die Wetteraussichten gut waren, nahm er Zelt und Proviant mit. Er zählte sich zwar nicht zu den überzeugten Freiluftfanatikern, war aber trotzdem dem isländischen Bergwanderverein beigetreten, weil er dessen Jahrbücher schätzte. Sie enthielten eine große Menge an Informationen über ausgewählte Landesteile. Ein einziges Mal hatte er an einer vom Verein angebotenen Wanderung nach Landmannalaugar teilgenommen und festgestellt, dass er mit all diesen Menschen, die immer zu irgendwelchen Späßen auf-

gelegt waren, nichts gemeinsam hatte. Diese Art von Fröhlichkeit und Geselligkeit auf Kommando verursachte ihm Beklemmungen, und so fand er auch keinen Gefallen an den Wanderungen.

Frauenbekanntschaften hatte er kaum gehabt, und es war ihm auch nicht unbedingt daran gelegen. Mit Bekannten hatte er einige Tanzlokale in Reykjavík besucht und sich dort eher gelangweilt als amüsiert. Laute Musik und betrunkenes Herumgegröle waren nichts für ihn. Bevor die Glaumbær-Disco niedergebrannt war, hatte er dort aber eine junge Frau kennengelernt, die Halldóra hieß. Sie hatten sich gut unterhalten, und sie machte keinen Hehl aus ihrem Interesse für ihn. Als er einige Zeit später mit Kollegen von der Polizei ausging, hatte er Halldóra in einer anderen Diskothek wiedertreffen. Sie lud ihn anschließend zu sich nach Hause ein. Danach hatte sie ihn hin und wieder angerufen, um sich mit ihm zu verabreden, und so war etwas entstanden, das man eine Beziehung nennen konnte.

Erlendur kam auf seinem Spaziergang am Hamrahlíð-Gymnasium vorbei, wo man seit Neuestem in Abendkursen das Abitur nachmachen konnte. Er überlegte selbst, ob er noch mal die Schulbank drücken sollte. Er hatte nur die mittlere Reife und war nach den Pflichtschuljahren nicht aufs Gymnasium gegangen. Nachdem seine Eltern mit ihm nach Reykjavík gezogen waren, landete er in der neuen Schule in einer Klasse für minderbegabte Schüler. Er kam aus ärmlichen Verhältnissen, seine Intelligenz war nie getestet worden, und man ging einfach davon aus, dass der halsstarrige und widerspenstige Junge dort am besten

aufgehoben wäre. Er hatte nicht nach Reykjavík ziehen wollen, und er mochte die Stadt nicht, aber mit der Zeit lernte er, seine Meinung für sich zu behalten. An einer weiteren Ausbildung hatte er kein Interesse, denn er kam weder mit seinen Lehrern noch irgendwelchen anderen Autoritäten klar, und so verließ er die Schule nach der mittleren Reife. Im Sommer verdiente er sich Geld, und nach dem letzten Winter in der Schule zog er von zu Hause aus und mietete sich eine Kellerwohnung. Seine Mutter arbeitete zum niedrigsten Tarif für ungelernete Arbeiter, und auch er verdiente nicht viel mehr, als er bei der städtischen Fischereiverarbeitung begann.

Er sah zu dem Schulgebäude hinüber. Das neu eingerichtete Abendgymnasium interessierte ihn. Er war achtundzwanzig, und es war noch nicht zu spät, sich weiterzubilden. Das Abitur war Voraussetzung für ein Universitätsstudium. Er interessierte sich vor allem für Geschichte, für alles, was mit der isländischen Vergangenheit und Kultur zu tun hatte, und er konnte sich sehr gut vorstellen, in Zukunft die Vergangenheit zu erforschen.

Erlendur überquerte die breite Allee Kringlumýrabraut im Laufschrift und ging hinüber zum Torfstich. Er war im vergangenen Jahr mehrmals zu den Teichen gegangen, ohne selbst recht zu wissen, warum. Das moorige Wasser in den Tümpeln war nicht tief, und in ihnen gab es kein Leben. Deswegen war die Bezeichnung Teich eigentlich nicht angemessen. Ein paar Kinder stakten auf Flößen über das Wasser oder radelten die umliegenden Böschungen rauf und runter. Zwei knatternde Mopeds durchpflügten den Erdboden an

den abgestochenen Hängen, der Lärm drang in der Abendstille auch bis an Erlendurs Ohren.

Der Obdachlose war in einem der Tümpel aufgefunden worden, dort, wo das Wasser am tiefsten war. Man war davon ausgegangen, dass die Leiche mindestens zwei Tage im Wasser gelegen hatte, bevor sie entdeckt worden war. Laut Obduktionsbericht war der Mann an genau diesem Ort gestorben, die kriminalpolizeilichen Ermittlungen richteten sich darauf, ob er ertrunken oder aus irgendwelchen Gründen ertränkt worden war. Bei der Untersuchung hatte sich herausgestellt, dass er etliche Promille im Blut gehabt hatte, und das sprach für die erste Annahme. Die Leiche wies keine Anzeichen von äußerlicher Gewaltanwendung auf, dasselbe galt für die Kleidung. Zeugen gab es keine. Und am Ort des Geschehens gab es auch keine verdächtigen Hinweise auf die Anwesenheit anderer, wie beispielsweise Fußabdrücke oder Radspuren. Von dem mutmaßlichen Zeitpunkt des Ertrinkens bis zum Eintreffen der Polizei am Schauplatz des Geschehens war allerdings auch einige Zeit verstrichen, und in der Zwischenzeit hatten spielende Kinder das Erdreich zertrampelt. Es konnten keine Spuren gesichert werden, und so war die Ermittlung wegen Mangels an Beweisen eingestellt worden.

Erlendur hatte sich in seinen ersten Wochen und Monaten bei der Verkehrspolizei einige Male mit diesem Obdachlosen, der Hannibal hieß, befassen müssen. Er war aus verschiedenen Gründen hin und wieder mit der Polizei in Berührung gekommen, und meist hatte es etwas mit Alkohol zu tun gehabt. Erlendur war ihm das erste Mal im tiefsten Winter begegnet, da saß

er vornübergebeugt auf einer Bank im Stadtzentrum, und seine vor Kälte starren Finger umklammerten den Hals einer leeren Schnapsflasche. Isländischer Brennivín. Es war eine eiskalte Nacht gewesen, und nach einigem Hin und Her hatten die Streifenpolizisten ihn mitgenommen und in einer Ausnüchterungszelle einquartiert. Für Erlendur stand damals fest, dass der Mann erfroren wäre, wenn sie ihn dort hätten sitzen lassen, und dafür hatte er keine Verantwortung übernehmen wollen. Sie mussten ihm aber auf dem Weg zum Streifenwagen unter die Arme greifen, wobei er wieder zu sich kam. Aber er brauchte einige Zeit, um sich zu orientieren, auch wenn ihm sowohl die Umstände als auch die Polizisten bekannt vorkamen. Er bedankte sich überschwänglich bei ihnen, den netten Jungs, die sich so rührend um ihn kümmerten. Als er sich nach seiner Flasche erkundigte, teilte man ihm mit, dass das begehrte Objekt keinen einzigen Tropfen mehr enthielt. Hannibal fragte Erlendur, dem er noch nie begegnet war, ob er nicht einen Schluck Schnaps für ihn hätte. Er hoffte wohl auf eine positive Antwort von einem Anfänger. Als Erlendur nicht auf die Frage einging, wiederholte Hannibal sie so lange, bis Erlendur erklärte, er solle gefälligst die Klappe halten. Von diesem Punkt an änderte sich Hannibals freundliches Verhalten der Polizei gegenüber ganz entschieden.

»Ihr seid doch alle dieselben Arschlöcher«, knurrte er.

Beim nächsten Mal hatte Erlendur ihn »unter dem Blech« gefunden, wie die Wellblecheinzäunung rings um das schwedische Gefrierhaus genannt wurde. Es befand sich am Nordende des Hügels, auf dem das

Denkmal für den ersten isländischen Siedler Ingólfur Arnarsson stand. Dort suchten die Obdachlosen Schutz vor ihrem elenden Dasein und dem bitterkalten Frost, den der scharfe Nordwind mit sich brachte. Hannibal saß mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wellblechwand. Er trug wie immer seinen abgerissenen grünen Anorak, war völlig durchgefroren und kaum ansprechbar. Erlendur hatte in der Stadtmitte zu tun gehabt und war auf dem Weg nach Hause, als er den Mann in einiger Entfernung entdeckte. Zuerst verspürte er keine besondere Lust, sich um ihn zu kümmern, doch dann kamen ihm Zweifel. Der Frost verschärfte sich zusehends, und der Wind aus dem Norden trieb wirbelnde Schneeflocken über den gefrorenen Boden, die sich an den Beinen des Obdachlosen ansammelten. Als Erlendur nach ihm rief, erhielt er keine Antwort. Er rief noch einmal sehr viel lauter, aber Hannibal hätte ebenso gut wie der erste Siedler dort oben eine Bronzestatue sein können, er rührte sich nicht. Erlendur trug zwar einen dicken Winteranorak sowie Mütze und Schal, doch auch die konnten den eisigen Nordwind nicht abhalten. Er ging zu Hannibal und stieß ihn mit dem Fuß an.

»Was ist mit dir, Hannibal?«, fragte er.

Der Angesprochene zeigte keine Reaktion.

Erlendur ging neben Hannibal in die Hocke und schüttelte ihn, bis der Mann die Augen einen Spalt weit öffnete. Er erkannte Erlendur nicht, und er schien keine Ahnung zu haben, wo er sich befand.

»Lass mich bloß in Ruhe, du Scheißkerl«, sagte er und schlug nach Erlendur.

»Komm schon, Hannibal«, sagte Erlendur, »du kannst doch nicht bei dieser Kälte hier herumliegen.«

Er versuchte, Hannibal hochzuziehen, was nicht ganz einfach war, denn der Mann war nicht gerade leicht, und er sträubte sich. Unter Aufbietung all seiner Kraft gelang es Erlendur, ihn auf die Beine zu stellen, und er musste ihn auf dem Weg den Hügel hinunter stützen. Durch die Bewegung erwachte Hannibal allmählich wieder zum Leben, zumindest konnte er Erlendur sagen, wohin er wollte. Zu einem kleinen Haus in einem Hinterhof auf der Vesturgata. Dort deutete Hannibal auf eine schmale Kellertreppe. Da er kaum auf den Beinen stehen konnte, half Erlendur ihm die Treppe hinunter. Die Tür zum Kellereingang war nicht verschlossen, nur ein hölzerner Riegel, wie man sie sonst an einem Scheunentor fand, hielt sie zu. Als Erlendur den Riegel hochgeschoben hatte, trat Hannibal die Tür auf und tastete sich an der Wand entlang, bis er den Lichtschalter gefunden hatte. Eine nackte Glühbirne baumelte von der Decke herunter.

»Meine Zuflucht in diesem elenden Jammertal«, erklärte Hannibal und fiel bei dem Versuch, die Schwelle zu überqueren, der Länge nach auf den Boden.

Erlendur half ihm wieder auf die Beine. Diese Zuflucht im Keller verdiente kaum die Bezeichnung Wohnung, es handelte sich um eine Art Abstellkammer für wertloses Gerümpel jeglicher Art. Niemand würde irgendetwas hiervon stehlen wollen, und so reichte auch der primitive Holzriegel an der Tür. Rohrstücke und abgefahrene Autoreifen bildeten zusammen mit rostigen Blechwannen, Kanistern und kaput-

ten Fischernetzen ein undurchdringliches Chaos, und auf dem Boden lag die dreckigste Matratze, die Erlendur je gesehen hatte. Und zusammengeknüllt darauf eine schäbige Wolldecke. Drumherum lagen verstreut leere Schnapsflaschen, diverse Pillengläser und die kleinen Fläschchen, die es in den Lebensmittelläden gab und in denen Kardamom-Backtropfen verkauft wurden, ebenso Fläschchen für Brennspiritus, den es nur in der Apotheke gab und im Jargon der Stadtreicher Sprit genannt wurde. Und über allem schwebte der penetrante Gestank von Gummi und Urin. Erlendur half Hannibal auf sein Lager und wollte gerade wieder gehen, als der sich aufrichtete.

»Wer zum Teufel bist du eigentlich?«, sagte er.

»Mach's gut«, sagte Erlendur und trat seinen Rückzug an.

»Wer bist du?«, fragte Hannibal wieder. »Kennen wir uns?«

Erlendur hielt zögernd an der Tür inne. Er hatte kein Interesse daran, mit dem Mann zu reden, wollte ihn aber auch nicht abschätzig behandeln.

»Ich heiße Erlendur«, sagte er. »Wir sind uns schon einmal begegnet. Ich bin bei der Polizei.«

»Erlendur«, wiederholte Hannibal. »Ich kann mich nicht an dich erinnern, mein Freund. Hast du vielleicht ein paar Tropfen für mich?«

»Ein paar Tropfen?«, fragte Erlendur.

»Oder hast du vielleicht ein bisschen Kleingeld für mich übrig?«, fragte Hannibal. »Es muss nicht viel sein, ein paar Kronen reichen. Ganz bestimmt hat so ein hilfsbereiter Mensch wie du etwas übrig für einen wie mich.«

»Das Geld gibst du doch bloß für Fusel aus«, entgegnete Erlendur.

Hannibals Mund verzog sich zu einer Grimasse, die wohl ein Lächeln darstellen sollte.

»Ich will dir nichts vorlügen, mein Lieber«, sagte er im sanftesten Ton. »Es fällt dir vielleicht schwer, das zu glauben, aber ich kann anderen einfach nichts vorlügen. Mir fehlt ein Flachmann mit Genever, das ist das Einzige, was mir in dieser elenden Welt fehlt. Das klingt nicht nach viel in deinen Ohren, und ich würde dir auch nie was vorjammern, wenn es nicht um so eine winzige Kleinigkeit ginge.«

»Von mir bekommst du kein Geld für Genever«, sagte Erlendur.

»Aber vielleicht für ein bisschen Sprit?«

»Nein.«

»Na schön«, sagte Hannibal und fiel auf seine Matratze zurück. »Dann scher dich meinetwegen zum Teufel.«

Die Knattergeräusche entfernten sich, als die Mopeds in das neue Viertel in Hvassaleiti zurückfuhren. Die Kinder auf den Flößen stakten zum Ufer und zogen ihre Flotte aufs trockene Land. Erlendur warf einen Blick nach Süden zu den Heißwassertanks. Bei der Untersuchung des Falles hatte sich herausgestellt, dass Hannibal im Torfstich gewesen war, weil er in der Nähe so etwas wie eine Unterkunft gefunden hatte. Und zwar in dem Sommer, der seinem Tod vorausging, und nachdem er aus seiner Behausung in dem Kellerloch vertrieben worden war. Dort hatte es einen Brand gegeben, für den er verantwortlich gemacht wurde, ob-

wohl er hartnäckig seine Unschuld beteuerte. Danach war Hannibal in der Tat zum Obdachlosen geworden, und sein Leidensweg endete damit, dass er sich einen Unterschlupf in der Heißwasserleitung gesucht hatte. Die Zuleitungen zu den Heißwassertanks waren zur Wärmedämmung mit Betonplatten ummantelt worden. An einer Stelle war ein Stück der Verkleidung herausgebrochen. Es war groß genug, um an dieser Stelle hineinzukriechen und neben den Rohren etwas Wärme zu finden.

In dieser Rohrleitung hatte Hannibal also seine letzte Unterkunft gefunden, bevor er ertrunken in einem der Tümpel im ehemaligen Torfstich aufgefunden worden war. Dort hatte er in Gesellschaft einiger streunender Katzen gehaust, die unter ähnlichen Bedingungen lebten und sich zu ihm gesellt hatten – wie seinerzeit die Vögel zum heiligen Franz von Assisi.